



**UNIVERSITÄT
BIELEFELD**

 Zentrum für Ästhetik

art/science Festival 2022 „Schlechter Geschmack“

Bausteine zu einem Exposé

Seit 2004 organisiert das Zentrum für Ästhetik der Uni Bielefeld seine art/science-Festivals: Ein sowohl künstlerisch wie wissenschaftlich ergiebiger Begriff steht im Mittelpunkt und wird dann von beiden Seiten möglichst multidimensional reflektiert – allerdings nicht mit viel akademischem Ballast, sondern allgemeinverständlich und ohne Berührungängste weder zum Kurzweiligen noch zum Tiefsinnigen, interdisziplinär, was die wissenschaftlichen Anteile angeht, und möglichst vielfältig im Künstlerischen und gern im unmittelbaren Austausch zwischen Wissenschaft und Kunst. Die art/science-Festivals richten sich sehr bewusst auch an das außeruniversitäre Publikum und sie kooperieren regelmäßig mit Kultureinrichtungen und Hochschulen aus der Region. 2022 lautet das Thema „Schlechter Geschmack“. Über Geschmack lässt nicht streiten? Ganz im Gegenteil: Über Geschmack soll/muss gestritten werden – vor allem wenn er schlecht ist!

„Schlechter Geschmack“ ist ein kommunikativ allgegenwärtiges Phänomen, vom Heimatfilm der 50er Jahre über Bausünden bis zur Schlagerschnulze. „Kommunikativ“, weil es letztlich keine allgemein beglaubigten Kriterien dafür gibt, was im Einzelnen als schlechter Geschmack zu gelten hat. Stattdessen dient diese Qualifizierung der Markierung von Unangemessenheit im Ästhetischen und greift von der Kunst in andere gesellschaftliche Teilsysteme über: Geschmacklosigkeiten lassen sich auch in der Politik identifizieren, was möglicherweise heißt, dass Politik in bestimmter Hinsicht auch ästhetischen Kategorien zu unterliegen scheint.

„Geschmack“, und damit auch der schlechte, hat eine lange und schwer überschaubare Tradition in Rhetoriktheorie und philosophischer Ästhetik mit Höhepunkt im 17./18. Jahrhundert. Seit Kants „Kritik der Urteilskraft“ (1790) verbleicht „Geschmack“ als

ästhetischer Terminus, und wird von der nachfolgenden idealistischen Philosophie als zu stark dem „nur“ sinnlichen Empfinden verpflichtet herabgedrückt¹ zur unschärferen allgemeinen Kategorie ohne große theoretische Absicherung. Jetzt ist mit „Geschmack“ vor allem Stilsicherheit in ästhetischen Alltagsfragen gemeint: Wie man sich kleidet, seine Wohnung einrichtet, welche Musik man hört. Sich in dieser Hinsicht sicher bewegen zu können, Unterscheidungsvermögen zu entwickeln, gehört auch lange Zeit zu den Bildungsprogrammen des 19. und 20. Jahrhunderts und findet auf dieser Schiene zugleich zurück in grundlegendere philosophische Reflexionen.

Als wissenschaftlich relevantes Phänomen taucht „Geschmack“ im 20. Jahrhundert zudem mit Macht in Bourdieus legendären Untersuchungen zur Funktion von Geschmack als Distinktionsmerkmal wieder auf. „Guter Geschmack“ erscheint dort als Privileg derjenigen Gebildeten, die das Ideal des sicheren Geschmacksurteils von Beginn an von ihren ebenfalls schon gebildeten Eltern ansozialisiert bekommen und damit zugleich die feinen Klassenunterschiede markieren und perpetuieren. Kulturelles Kapital steht dabei in Kontrast zu wirtschaftlichem: Wer viel Geld hat, hat damit noch längst keine Geschmackskultur, sondern muss sich hüten, in seinem Umgang mit den eigenen finanziellen Möglichkeiten nicht als „neureich“² qualifiziert zu werden. Umgekehrt scheint, seit es IKEA gibt, Geldmangel kein hinreichender Grund mehr zu sein, seine Wohnung geschmacklos einrichten zu müssen. „Geschmack“ bedeutet nicht zuletzt den souveränen Umgang mit den Konventionen des Kunst- und Kulturbetriebs. Und das gilt auch für die (gern übersehene) Esskultur, wo sich die metaphorische und die „reale“ Ebene der Semantik von „Geschmack“ überlagern.

Schlechter Geschmack gilt allgemein als Kennzeichen der Massenkultur, die damit den Gegensatz zum Erlesenen der elitären „Hochkultur“ bildet: Röhrender Hirsch (um gleich das klischeehafteste Beispiel zu bringen), Gartenzwerg und kitschige Fotos von Sonnenuntergängen (die dann auch die wirklichen unter Kitschverdacht bringen), Gelsenkirchener Barock, AutorInnen wie Rosamunde Pilcher, so genannte Volksmusik oder Heimatfilme sind traditionell Ikonen dieser Massenkultur und zugleich der leicht zu bestehende Lackmus-Test auf eigene Geschmackssicherheit. Die simple Dichotomie ist zu

¹ Und macht dabei einer Produktionsästhetik des schöpferischen Genies Platz.

² Was ein sinnvoller Gegenbegriff zu „neureich“ sein könnte, wäre noch zu überlegen. Offensichtlich gilt „alter“ Reichtum als etwas Authentisches und damit (eher) Gerechtfertigtes.

schön (?) um heute noch wahr zu sein: Die Klischeehaftigkeit solcher Sortierungen lädt dazu ein, sie zu unterlaufen, und das wird seit dem 20. Jahrhundert lustvoll betrieben: Das ironisch-emphatisierende Aufladen des Trivialen und Banalen – von Susan Sontag schon 1964 als „Camp“ beschrieben: „It’s good because it’s awful“³ , – die Freude an Trash und Kitsch als ästhetischer Provokation, die Pop-Kultur und das „postmoderne“ anything goes als Verabschiedung der gängigen Werturteile (nicht von ungefähr existiert in Kansas City ein Museum of Bad Art).

Aber Vorsicht: Dies alles funktioniert nur, wenn zumindest die Erinnerung an die überkommenen ästhetischen Normen wach gehalten wird – und die stehen – anything goes? – in wichtigen Feldern dann doch ziemlich stabil neben anderen Bereichen, in denen sie sich weitgehend aufgelöst haben.

Woher stammt der Spaß an schlechtem Geschmack? Kann man hier sein Überlegenheitsgefühl inszenieren? „Gerade weil ich so stilsicher bin, darf ich schlechten Geschmack zelebrieren!“ Und der hat dann durchaus anarchistisches Potential. Er unterläuft die gut gemeinten, heute fast schon etwas Betuliches ausstrahlenden Standards dessen, was einmal Avantgarde und damit normativ für die Kriterien der Kunstkritik war. Kultiviert- und Gebildetheit sind zusammen mit „Gutem Geschmack“ langweilig geworden, und das rechtfertigt dann umso mehr die Freude am provozierenden Durchbrechen von Regeln, am Unterbieten von ästhetischen Normen und Infragestellen nicht mehr überzeugender Sortierungen nach Hoch- und Massenkultur.⁴ Und damit entsteht dann – immer in Gefahr, zugleich auch Arroganz auszuleben – wieder so etwas wie guter Geschmack zweiter

³ Susan Sontag: „Notes on Camp“, in: dies., *Against Interpretation and Other Essays*, New York: Picador. Farrar, Straus and Giroux 1966, S. 292.

⁴ Der Regisseur Herbert Fritsch formuliert dies geradezu klassisch am Beispiel der von ihm in der Berliner Volksoper inszenierten Operette „Frau Luna“ von Paul Lincke: „Der Humor ist so grausam, dass einem fast schlecht wird. Mit der Musik klarzukommen, ist der helle Wahnsinn. Als ich das zum ersten Mal gelesen und gehört habe, habe ich das blanke Grausen bekommen, aber irgendwann auch eine komische Liebe dazu entwickelt. Ich finde es natürlich auch interessant als Gegenposition zu vielem verkniffenem Theater, das sich so hyperintellektuell und wahnsinnig sensibel gibt, und das mir ziemlich auf den Zeiger geht. Ich habe Lust, etwas zu machen, bei dem sich einem erstmal die Haare sträuben, was aber darin auch einen großen Unterhaltungswert bekommen kann. Es reizt mich, diese wahnsinnig kitschigen Liebesszenen total aufzupumpen, wie einen Riesenluftballon, so wie Jeff Koons den Popeye aufgeblasen hat. Wenn schon Kitsch, dann richtig. ‚Frau Luna‘ zu inszenieren, bedeutet, die Geschmacklosigkeit auf den Gipfel zu treiben“ (zit. nach: Nils Grosch/Carolin Stahrenberg, „Nationaler ‚Kitsch‘ als ästhetisches Problem im populären Musiktheater“, in: Kathrin Ackermann, Christopher F. Laferl (Hg.), *Kitsch und Nation. Zur kulturellen Modellierung eines polemischen Begriffs*, Bielefeld 2016, 163-183, 167.

Ordnung, während das naive und komplett ironiefreie Festhalten am schlechten Geschmack selbstverständlich massenhaft weiter läuft.

Kitsch als Inbegriff schlechten Geschmacks ist in seiner Mehrdimensionalität als Phänomen der Moderne seit etwa 1800 inzwischen beliebter Forschungsgegenstand geworden: Als zynisches Geschäftsmodell, das auf die Massentauglichkeit von Kitsch spekuliert, aber auch als Ausdruck authentischer Sehnsucht nach dem Anderen, den großen Gefühlen, dem Idyllischen, dem Schönen – lauter Aspekte, die die (Minderheiten-) Kunst nicht mehr bedienen kann.⁵ Und gerade aus dieser Konstellation ziehen Künstler wie Jeff Koons ihre Inspiration, deren Resultat dann so etwas wie Kitsch zweiter Ordnung ist, bei dem Ironisierung von Kitschkunst und „echter“ Kitsch kaum noch unterscheidbar sind.

Selbstverständlich gibt es ähnliche Phänomene und die entsprechenden Diskussionen in der so genannten „E-Musik“, seit der Neuen Musik ihr Altern bescheinigt und traditionelle Harmonik und der damit verbundene „Wohlklang“ zumindest partiell wieder salonfähig wurde. Und schließlich: Natürlich können auch kanonische Werke in Kitschverdacht geraten. Nicht von ungefähr konnte Brecht die „pontifikale Linie“ der deutschen Lyrik von Hölderlin bis George nur schwer ertragen.⁶

Allerdings umfasst der Begriff „Kitsch“ mehr und Bedrohlicheres als nur schlechten Geschmack, nämlich um die Ästhetisierung der Politik: Totalitäre Architektur von Speer bis Zuckerbäckerstil oder nordkoreanische, von eurythmischem Dauerlächeln geprägte Massenveranstaltungen lassen sich – gleichermaßen manipulativ, verlogen und bedrohlich - als politischer Kitsch qualifizieren, während „Geschmack“ in diesem Zusammenhang zu kleine Münze wäre. Ähnliches gilt, wenn man Lichter- und Menschenketten als Ausdruck von politischer Einfalt kritisiert.⁷ Andererseits: Ist die Selbststilisierung einer Verteilerin von Querdenken-Flyern zur neuen Sophie Scholl nur geschmacklos oder doch Schlimmeres?

Faszinierend am Thema „Schlechter Geschmack“ ist neben seiner Ubiquität nicht zuletzt seine Doppel- oder eigentlich Mehrbödigkeit, die Tendenz des Verschwimmens und des gegenseitigen Durchdringens seiner Bedeutungsebenen und schließlich das oszillierende Bewusstsein, es mit einer scheinbar längst veralteten Kategorie zu tun zu haben, die sich

⁵Kitsch wird so zum „schlechte(n) Gewissen der Kunst“ (Wolfgang Braungart, „Kitsch. Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen“, Tübingen 2010, S. 2).

⁶ Vgl. Bertolt Brecht, Arbeitsjournal, 22.08.1940, Frankfurt/M. 1974, S. 124.

⁷ Vgl. Alexander Grau, Politischer Kitsch. Eine deutsche Spezialität, München 2019.

aber offensichtlich auch nicht so ohne weiteres verabschieden lässt. Es sind die ästhetischen Grenzfälle, die die Sache besonders spannend machen, genauso wie die Frage, wo die Grenzen dessen liegen, auf das sich die Kategorie „Geschmack“ auch jenseits nur ganz individueller Werturteile und Präferenzen sinnvoll beziehen lässt.

Programmideen und Kooperationspartner

Schon diese wenigen Schlaglichter zeigen: Für Ästhetik und Gesellschaftstheorie bietet die Diskussion über den Geschmacksbegriff jede Menge Anknüpfungsmöglichkeiten, und es lässt sich sehr wohl darüber streiten. Genau das soll in der nächsten Ausgabe der traditionellen art/science-Festivals auf genauso originelle wie unterhaltsame Weise im Herbst 2022 geschehen. Viel künstlerisches Anschauungsmaterial wird dann Anstöße zum Nachdenken über schlechten Geschmack und unsere Kriterien für die Qualifikation von Kunst als „geschmacklos“ liefern. Wissenschaftler*innen werden in allgemeinverständlicher Form und interdisziplinär unterschiedliche Aspekte des Begriffs „Geschmack“ darstellen. Kreativität bei Formaten und Inhalten ist oberstes Gebot, und das bedeutet einmal mehr: Auf keinen Fall langweilig!

Wie immer bei den art/science-Festivals sind auch diesmal außeruniversitäre Partner zur Kooperation eingeladen. Offensichtlich ist das Thema „Schlechter Geschmack“ ein Motivationstrigger, denn es erzeugte schon bei ersten Kontakten große Resonanz bei städtischen Kulturträgern: Kunsthalle Bielefeld, Bielefelder Kunstverein, Bunker Ulmenwall und auch der Fachbereich Gestaltung der FH Bielefeld sagten ihre Beteiligung zu bzw. signalisierten wie auch das Kunstforum Hermann Stenner Interesse. Weitere Kooperationsanfragen, z.B. in Richtung Film, laufen derzeit. Die bisherigen Festivals waren auf der science-Seite weitgehend vom Format des traditionellen Vortrags geprägt. Dieses soll nicht grundsätzlich aufgegeben, aber durch Formen wie Live-Interviews und Podcasts ergänzt werden.

„Gesetzt“ ist bereits ein Auftritt des renommierten Kabarettduos „Das Geld liegt auf der Fensterbank, Marie“ mit der Zusage, das Thema „schlechter Geschmack“ aufzugreifen. Zudem gibt es erste Kontakte zum „Ensemble für nicht gekonnte Musik“, das für ein einschlägiges Projekt gewonnen werden soll. Über den FB Gestaltung der FH Bielefeld sollen Studierende animiert werden, sich künstlerisch (etwa über Karikaturen) mit dem Thema

„Schlechter Geschmack“ auseinanderzusetzen. Die eingereichten Arbeiten sollen dann als Ausstellung im Bielefelder Bunker Ulmenwall gezeigt werden. Praktische Übungen zum Geschmacksempfinden wie eine Weinverkostung (u.a. vor dem Hintergrund, dass früher als fehlerhaft qualifizierte Geschmacksnoten wie das Barrique-Aroma inzwischen Qualitätsmerkmale sein können) runden das Programm ab. Standesgemäß soll eine Bad Taste-Party den Abschluss des Festivals bilden.

Angesichts der erfreulichen Breite an Anknüpfungspunkten für schlechten Geschmack wird sich das Programm mit großer Sicherheit in den nächsten Monaten weiter anreichern lassen.

hmk 6/21